

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

109 (10.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Festtag im Deutschen Museum

München wird uns berichtet: Am 7. Mai war für das Deutsche Museum ein Festtag. Die ständige Generalversammlung konnte ein besonders günstiger Tag über das verflozene Geschäftsjahr vorzulegen werden. Die Festtagfeier wurde durch die für deutsche Verhältnisse in und außerhalb der Reichsgrenzen ungewöhnlich energiegeladene Schöpfung der Monumentalanlage des Museums, Oskar von Miller, zu seinem 75. Geburtstag zu ehren. Die Folge der dreifach gezielten Veranstaltung war, daß Gäste und Freunde des Museums aus dem ganzen Reich in besonders großer Zahl gekommen waren. Es waren u. a. erschienen Reichsminister Dr. Wirth, sein Vorgänger Severing und als Repräsentant des Reichstags Paul Löbe. Außerdem sah man zahlreiche Repräsentanten der Wissenschaft, Wirtschaft und Technik. Der Jahresberichtsversammlung vorgelegte Geschäftsbericht verzeichnet im abgelaufenen Jahr mit 621 565 Besuchern eine Besucherzahl, die beispiellos ist, daß die Steigerung von 43 000 Besuchern auf 621 565, die die Eintrittspreise gerade diese Kategorie von Besuchern stark verbilligt wurden. Die Zahl der ausländischen Besucher aus allen Staaten der Welt betrug 72 000. Die Bilanz ist mit 1 487 000 ausgefallen. Unter den Einnahmen sind die größten Posten wiederum die Zuschüsse des Reiches und des Landes Bayern mit je 230 000, der Zuschuß des Stadt München mit 300 000. Im Eintrittsgeld wurden 1 000 M. eingenommen. Die Hauptausgabe entfällt auf die Heizung und Wärme mit Verschönerung und Pensionen in Höhe von 1 000 M. Eine gesonderte Bilanz hat der in der Fertigstellung befindliche Studienbau mit 5,7 Millionen. Das Aktienvermögen des Museums besitzet sich auf rund 24 Millionen, wobei die vielfachen wertvollen Museumsgegenstände selbst nur zum Materialwert bewertet sind und ihr historischer Wert außer Ansatz gelassen ist. Im Mittelpunkt des Festtages stand die Hebeweiblicher Studiengebäude, mit dessen Vollendung in zwei Jahren das Deutsche Museum erst seine endgültige Form und seinen vollen Inhalt bekommen hat. Der Materie der Sammlungen hat sich dann über 1 Million Bücher umfassenden Bibliothek und den Planungen der Geistes der Technik aus hinzugesetzt. Dem Studienbau gehört auch ein Saalbau für Kongresse, der für die Abhaltung von Kongressen aller Art dienen und mit einem Saalraum von 2000 Stufen und Tischen der höchste und größte Kongresssaal Deutschlands sein wird. Der ganze Bau in Stahl und Beton hat eine Länge von 400 Metern und eine Breite von 100 Metern. Er ruht auf 25 Betonpfeilern, die 11 Meter tief in die Erde getrieben werden mußten. In dem großen Kongresssaal fand am Nachmittag das Lichtfest statt, das im wesentlichen eine Feier für die Arbeiter war, nachdem von Arbeitern an ihrer Spitze der Sprech- und Bewegungschor der Freien Arbeitervereine.

Johann Peter Hebel

Zum 170. Geburtstag am 11. Mai.

Der zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, als die deutsche Literatur mit Goethe ihren herrlichsten Gipfel erklimmt, begann auch die Mundartliche Literatur aufzublühen. Der Mann, der die Mundart in die deutsche Literatur einführte, war Johann Peter Hebel. Er wurde am 11. Mai 1760 in Dirrigheim geboren. Früh verwaist mußte er seine Heimatstadt Basel bald verlassen. Aber der ebenso lebenswichtige wie begabte Knabe fand freundliche Gönner, die ihm in Karlsruhe die Gymnasialstudien ermöglichten. Der achtzehnjährige Hebel wurde in Erlangen, um Theologie zu studieren, was die Eltern doch damals „die Gelehrsamkeit an sich“. Der sein Brot nicht als Prediger oder Jurisprudenz ergreifen konnte oder wollte, mußte sich in Erlangen, sehr viele tüchtige Köpfe darunter, die Zeit in diesen Studien — und Entwürfnissen zu verbringen. Hebel wurde in die Heimat zurück, der junge Theologe sollte sein Studium im „Bach“, und so fand sich für ihn ein Platz in einem Dorflein. Seiner Liebe zu Land und Volk gegenüber hat bald allerlei Nieder- und Hochgelehrte, die ihn in die Wissenschaften einführten, und seine Mundartdichtungen, die seinen meistenten in den Jahren 1801 und 1802 entstanden, die Spuren dieses Einflusses. Sie erschienen 1803 in der „Lese- und Unterhaltungs-„Menschliche Gedichte“. Für die ländliche Natur und Sitten, und fanden allseitig den besten Beifall. Kein Geringerer als Goethe hat sich daran erprobt. Er schätzte diese kleinen Kunsterzeugnisse hoch, und besprach sie in der „Schweizer Literaturzeitung“ höchst anerkennend. Auch Jean Paul erreichte sich an ihnen. Hebel hat aus diesem Bande besonders „Die Biene“ ob ihrer

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

(Nachdruck verboten.)

Das Mädchen hielt beide Hände an den Mund und rief mit weicher, fast klagender Stimme, die Billos keines ansterbendes Herz erregte: „Armer, du Armer!“ „Dann hörte er noch eine zweite Stimme. Auch sie klang weniger traurig als die vielen andern Laute, die er im Walde schon vernommen hatte. „Wirst du nicht finden, Renee, sagte diese Stimme. „Er wird dich sicher verstoßen und erwartet sein Ende. So etwas ist nicht möglich, Komm, wir gehen!“ Am Rande der Lichtung, auf der Billo gestanden hatte, machte sich halt und zeigte auf eine junge Birke, die von der Kugel getroffen worden war. Renee mußte schon, was Pierrrot damit sagen wollte. Die Birke, die nicht nieder war als ihr Daumen, hatte ihre Kräfte an ganz klein wenig abgelenkt und damit Billo das Leben gespart. Sie wandte sich noch einmal um und rief: „Armer, du Armer!“ In ihren Augen war nichts mehr von Trauergefühlen zu lesen. „Das würde er doch nicht verstehen“, sagte Pierrrot und überreichte den Wolk. „Er ist wild, ein Wolf. Vielleicht von Raomos getrieben, die letzten Winter ausgebrochen ist, um mit den Rudeln zu jagen.“ „Jetzt wird er sterben —“ „Ja, er wird wohl sterben.“ „Aber nicht so, wie du denkst.“ „Er wird nicht sterben, wenn eine Kugel das weiche Fleisch des Halses durchdringt. Das und nichts mehr ist ihm widerfahren. Er hat sich verletzt bis auf den Knochen, der Knochen selber hat sich nicht verletzt. Billo wartete noch lange, bis der Morgen aufging, dann trost er aus seinem Versteck hervor.

meisterhaften, tiefschönen Naturgeschilderung gelobt. Zu den Berlen der Sammlung zählen auch: „Der Winter“, „Das Spinnweb“, „Der Ritzbaum“, „Sonntagstrübe“, „Der Abendstern“, „Der Käfer“, „Der Karfunkel“, „Der Stachelhäuter von Schönheim“, „Das Gespenst an der Kanderstraße und das reisende „Haberbus“, in dem aus Anmutigkeit geschildert ist, wie eine Mutter, indes sich ihre Kleinen am Haberbus erquiden, ihnen vom Waschen und Reifen des Rotnes erzählt, und von aller Arbeitsmühe, die es zu leisten gibt, bis die ledere Speise auf dem Tische steht. Prädigend ist auch das Gedicht „Der Wegweiser“, das in schlichter Form wertvolle Lebensregeln enthält.

Von Jahr zu Jahr verbreitete sich Hebels Ruhm als gemütlicher, anschaulicher Volkschriftsteller. Sein „Rheinischer Hausfreund“, das Muster eines edlen und rechten Volksstellers, erschien auch damals. Ihm entnahm er jene Sammlung bald beiterer, bald ernsthafter kleiner Skizzen und Erzählungen, welche Sammlung er unter dem Titel „Schauspiele des Rheinischen Hausfreunds“ herausgab. Dort findet sich auch die besinnliche, teils



volle Geschichte von „Kannitverstan“. Hier ist sein sonst bald munterer, bald nachdenklicher Humor wie mit einem feinen Schleier von weltferner Melancholie überzogen.

Zwanzig Jahre war der Dichter Gynajaldirektor in Karlsruhe gemeldet, welche Anstellung er von 1804—1814 leitete. Er wurde auch Prälat und Mitglied der Badischen Kammer, und lebte in gerühmter Harmonie bis zum 22. September 1826 auf einer Reise in Schwaben, der Tod fand ihn im Weg.

Hebel, den man geradezu einen „Kaiser der Volks- und Jugendliteratur“ nennen kann, der so viel gesunde, gute Kost dargeboten hat, er sollte auch von uns heutigen nicht unterschätzt oder gar vergessen werden. S. S.

Stierkampf in Portugal

Von Heinz Eisgruber.

Den Spaniern legt man Höflichkeit und Grausamkeit nach, also gewissermaßen hösliche Grausamkeit. Wer einen spanischen Stierkampf gesehen hat, ist von dieser zwiespältigen Eigenschaft der Spanier überzeugt: in der spanischen Stierkampfarena werden mit dealeresker Grandezza blutdürstige Barbareien verübt und mit Beifall quittiert.

Auch die Portugiesen scheinen das empfinden zu haben; sie hatten immer schon eine Schwäche für mitteleuropäische Zirkusse, und so führten sie den portugiesischen Stierkampf ein, den gemilderten, auf den sie sehr stolz sind und den sie den kultivierten nennen. Das heißt dann so aus: Die Arena ist wie die der Spanier: Freilicht-Zirkus, mit Steinbänken, Tribüne im Schalen, auf der die Ehren des Landes Platz nehmen — hier ist die Sonnenleite der Arena die Schattenleite des Lebens und umgekehrt, unterirdische dunkle Ställe für die Kampftiere, die tagelang im Dunkeln gehalten werden, auf daß sie, von dem plötzlichen Licht beim Betreten der Arena geblendet, umlo wilder kämpfen. Auch sonst ist viel Ähnlichkeit mit jener anderen Arena, auf der vier Jahre lang Millionen Menschen verbluteten: man nennt das Campo das Toiros, das Feld der Stiere, auch Feld der Ehre. Freilich werden hier nur die armen wilden Ochsen zum Kampfe angeworben, während kein Mensch, nicht einmal ein Professionskämpfer zum Kampfe gezwungen werden kann, das Kampffeld zu betreten und sein Leben in Gefahr zu bringen; die es dennoch tun,

tun es völlig freiwillig und um Geld zu verdienen; mit der Ehre ist es nicht so weit her: wenn die Sache allzu gefährlich wird, reihen die Matadore aus, gleichviel, ob das Publikum pfeift oder trompetet. Der Kampfpreis freilich muß bleiben, auch wenn es noch so gefährlich für ihn wird: die Matadore haben immer Rückenbedeckung, aber der Stier muß auf dem Feld der Ehre bleiben, auch wenn ihm das Blut literweise vom Nacken rinnt. Stier ist Stier. Mit Stieren braucht man kein Mitleid zu haben. Sie sind dumm und verdienen kein Geld wie die Matadore, die schon aus diesem Grunde ihr Leben schonen müssen.

Wenn die Arena mit Zuschauern gefüllt ist, dann marschieren die Kämpfer zu Fuß und zu Pferd, in golden und silbernen blühenden Uniformen in die Arena und verneigen sich vor den Schattenlogen, in denen die hohen Militärs, die Kollegen von der Kreisafallt sitzen. Nach dieser kleinen Parade, zu der die Stiere noch nicht zugelassen sind, stellen sich fünf, sechs Bandarilheiros zu Fuß auf, immer in der Nähe der rettenden Barriere, gemässmaßen in der Nähe der Gruppe; in den Händen halten sie teils rote Tücher, Capinbas, mit denen sie den Stier zu reizen und zu täuschen gedenken, teils Banderilhas, mit bunten Bändern geschmückte Säbels, an deren einem Ende sich scharfe, eiserne Spitzen mit Silberhaken befinden. Der Stier rast wie irrsinnig durch die Barriere mitten in die Arena, steht einen Augenblick vom Platz geblendet still, um im nächsten Augenblick auf eines der ihm entgegengetreten roten Tücher loszuspringen. Diese Behandlungsmethode — zuerst im Dunkeln halten und dann das rote Tuch zeigen — scheint psychologisch richtig und zuverlässig zu sein: jeder der Stiere ist wild, wütend, verzeihen auf das rote Tuch, kämpferisch. Er geht auch dann das rote Tuch an, wenn der Matador, der es hält, längst neben das Tuch getreten, beiseite gesprungen ist; er geht nie auf den Matador, immer auf das Tuch, mit dem jener fintert. Er blamiert sich häufig und die Zuschauer überfallen sich schier vor Kreischen und Lachen. Sie sehen mit ironischer Verachtung auf den dummen Stier, der glaubt, da blüde ein wackerer Gegner. So ein dummes Tier, das gar nicht merkt, daß hinter dem Tuch gar niemand steht! Es geschieht ihm recht, wenn ihm dafür der muskulöse Rücken mit Weilen gespickt wird.

Der erste Espada hat jetzt dem vorüberziehenden Stier im Beiseite springen zwei Weile mit beiden Händen tief in den Nacken gestochen. Das Tier hält verdutzt inne und schüttelt den Kopf und Nacken. Blut läuft ihm den Hals und die Vorderbeine hinunter. Die Menge brüllt wie besessen und wirft dem Espada Blumen und Hüte hinunter. Der Espada verneigt sich mit Grandezza und Stolz. Der Stier aber rast von neuem los. Diesmal aber kommt dem tapferen Espada, der schon mit zwei neuen Bänderseilen bereit steht, die Sache nicht mehr behücker vor; er reißt aus, rennt auf die Barriere zu und springt hinüber. Der Stier aber schlägt mit seinem Schwanz schwer auf die Barriere auf; er hat in seiner sinnlosen Wut die Bretterplanke nicht gesehen. Ein tausendmäuliges, hemmungsloses Kreischen und Lachen brüllt auf. „Du Dummkopf!“ kräht eine junge Frau und hebt ihr dreijähriges Söhnchen hoch, damit es sich den dummen Stier ordentlich betrachte; das Söhnchen sieht nur das rote Blut und die bunten Weile, die im Stierennacken hin und her schwanken und klatscht froh in die Hände.

Die Sonne krennt unarmbar. Den Zuschauern auf der Sonnenseite rinnt der Schweiß von der Stirne. Die Schattenleite schlürft kühle Getränke. Der Stier trägt schon ein dickes Bündel Weile im Nacken. Blut färbt den Sand der Arena. Ueber den Steinböden schreien, lachende, verzerrte Gesichter. Jetzt erhält der Stier den letzten, größten Weile ins Genick gestochen. Jubelnd schreit die Menge auf. Der Matador verneigt sich. Und dann öffnen sich die Tore eines anderen Zinglers, ein Duzend zahmer Kühe mit Gloden am Hals kommt in die Arena getrabt, der Stier sticht, gefüllt sich langsam der Kuhherde zu, die ihn in ihre Mitte nimmt und mit ihm in den Stall zurücktritt. Der Sand wird geendet. Der nächste Stier rast aus dem Zingler.

Diesmal sind es Capateiros, berittene Stierkämpfer, die den Stier mit Weilen tödlen. Sie haben — im Gegensatz zu den spanischen Kampfreitern — gute, schnelle Pferde und der Stier trägt jetzt Lederhosen an den Hörnern, damit er die Pferde nicht verletzen kann. Und darauf sind die Portugiesen so stolz: daß sie nur noch den Stier quälen lassen, nicht mehr oder nicht mehr so sehr die Pferde. Und daß der Stier am Ende der Quälerei nicht mehr gefühllos, sondern von Klüben abgeholt und geheilt wird, Geheiß für den nächsten Kampf.

Das Wort „heilen“ scheint eine merkwürdige sinnvolle, sentimentale Wirkung zu haben. Eine Deutsche, mit der ich über den portugiesischen Stierkampf sprach, meinte: „Ich finde es wunderbar, daß die Portugiesen die Stiere wieder heilen!“ Ich sag während des Krieges einmal im Lazarett und fand, daß „heilen“ eine schmerzliche, niederdrückende, fast noch peinlichere Angelegenheit als Verwundetwerden sei. Ich beneide keinen Stier um das Geheiltwerden. Aber ich bin fast geneigt, jene Zeitgenossen um ihr robustes Gemühen und Empfinden zu beneiden, die mutwilliges und böswilliges Wunden schlagen dann unter den Begriff Kultur und Zivilisation bringen, wenn die Wunden hernach wieder geheilt werden. Damit ausgerüstet, muß man Stierkampf wie Krieg als amüsanter und schmerzloses Spectaculum erleben können. Wenigstens auf der Zuschauerbank.

zusammen, was da wollte. Die dunkelsten Schatten hatten das Unheimliche verloren, das sie sonst umgab. Es war der erste schwere Kampf zwischen den beiden Naturen, die in ihm lebten, — zwischen dem Wolf und dem Hund — und der Hund mußte unterliegen. Hier und da blies er stöhnend, um an seiner Wunde zu lecken; dabei knurrte er, wie wenn er in seiner Verletzung die Folge einer persönlichen Feindschaft erblickte. Wenn ihn Pierrrot hätte sehen und hören können, hätte er sofort begriffen und gesagt: „Lohnt ihn enden, auch die Keule wird ihm seinen Teufel nicht austreiben können.“

In dieser Stimmung kam Billo etwa eine Stunde später aus dem dichten Wald in ein lichteres Gebiet, auf eine kleine Ebene, die sich am Fuße einer Hügelkette hinaog. Hier hauste eine bestimmte Gule, eine große Schnee-Gule. Sie war sozusagen der Ervater der Gulen in Pierrrots ganzem Jagdgebiet und fast blind vom Alter. Deshalb ging sie nicht nach Art der Gulen ihrer Beute nach. Sie verbarg sich nicht unter den Zweigen auf dem Gipfel einer Tanne, buchte auch nicht durch die Nachtluft, jeden Augenblick bereit, sich auf die Beute zu stürzen. Sie sah so wenig, daß sie vom Gipfel einer Tanne aus nicht einmal ein Kaninchen gesehen und einen Fuchs gar für eine Maus gehalten hätte. Ja, die Gule war so alt, daß sie (und das hatte sie durch Übung erlangt) vom Boden aus auf die Beute losging. Sie lauerte am Boden und verharrete oft mehrere Stunden lautlos an derselben Stelle, ohne eine Feder zu rühren. Geduldig wartete sie bis etwas Eßbares des Wegs daherkam. Aber manchmal käuhte sie sich auch. So hatte sie schon zweimal einen Luchs für ein Kaninchen gehalten, und beim zweiten Anriff hatte sie einen Fuß verloren, so daß sie nur noch auf einem Fuß auf dem Gipfel des Baumes lag, wenn sie tagsüber schlummerte. Obwohl verkrüppelt, fast blind und so alt, daß sie schon längst die Beberbüchel an den Ohren verloren hatte, war sie doch immer noch ein starker Reize, und wenn sie in schlechter Laune war, konnte man sie schon aus zwanzig Meter Entfernung mit dem Schnabel schnarpen hören.

(Fortsetzung folgt.)